

# Ausreichend einreichen!

*Helwig Brunner*

[...] Die Einreichung aber ist das Ende des Unvollendeten. Die Einreichung eines Textes täuscht vor, dieser ließe sich vollenden, ja, er sei im konkreten Fall bereits vollendet (nicht bloß beendet), und sei es auch nur, o herrliche Metafiktion, ein Text über die Einreichung eines Textes, der eben diese Einreichung zum Thema hat. Dabei liegt die Unmöglichkeit der Vollendung dieses wie jedes anderen Textes nicht erst in den beschränkten Fähigkeiten seines Autors oder in der Vorläufigkeit seiner Inhalte, sondern ist trivialerweise bereits in den fundamentalen Unzulänglichkeiten der Sprache selbst angelegt, in ihrer hinkenden Modellhaftigkeit, ihrer Arbitrarität, in der Willkür und Lückenhaftigkeit der Bezüge des Bezeichnenden zum Bezeichneten et cetera. Die natürliche Prädisposition jedes Textes ist es (oder wäre es, falls jener Textnatur zum Durchbruch verholfen würde), unvollendet und fragmentarisch zu bleiben. Mit seiner Einreichung wird diese Prädisposition den Dispositionen des Literaturbetriebs untergeordnet, ja schamlos von ihnen überspielt. Die Einreichung ist, könnte man behaupten, ein institutionalisierter Schwindel, zumindest aber ein Schauspiel, eine Posse oder Pose, die Pose des Schriftstellers, der Schriftstellerin, dessen oder deren herkömmliche Profession es nun einmal ist, Texte zu verfertigen, für fertig zu erklären und zum Zweck des Abdrucks oder der sonstigen Verbreitung einzureichen. Wie eine Einverständniserklärung bestätigt der Klick auf den Senden-Button des Mailprogramms oder die gute alte Aufgabe eines Briefumschlags auf dem Postamt dieses Schauspiel als wirkliches Leben und affirmiert nebenbei das literaturbetriebliche Regelwerk. In der Redaktion angekommen, spielt der Text sein Röllchen im zweiten Akt, in dem – Klimax des Spannungsbogens! – zu Druckendes von nicht zu Druckendem geschieden wird, bis zuletzt, nach einigen lobenswerten redaktionellen Arbeitsschritten, ein ansehnliches Druckwerk wie dieses vorliegt.

Die Unmöglichkeit der Vollendung eines Textes bei gleichzeitiger Notwendigkeit seiner Einreichung ist das Dilemma des Schriftstellers, der Schriftstellerin, oder bildet vielmehr sein beziehungs-

weise ihr umfassenderes Dilemma exemplarisch ab. Jenes umfassendere Dilemma besteht darin, etwas Unmögliches möglich zu machen, indem man schreibt. Die Unmöglichkeit, im Text etwas Gültiges, Vertrauenswürdiges, Überprüfbares (oder Belastbares, wie es im Wissenschaftsjargon heißt) festzumachen, verschränkt sich dilemmatisch mit der Notwendigkeit, im professionellen Gestus der Schriftstellerei vorgeblich genau dies zu tun. Das nochmals umfassendere, nochmals schwerer zu fassende Dilemma liegt schließlich darin, an das eigene Leben zu glauben und es, zum Beispiel schreibend, zu befragen, ohne ihm Gültigkeit, Vertrauenswürdigkeit und Überprüfbarkeit anzudichten. Das Dilemma der Einreichung veranschaulicht also in wenigen einfachen oder einfach erscheinenden Schritten – den Text für fertig zu erklären, ihm eine Kurzbiografie (die lächerlichste aller Textsorten) hinzuzufügen und das so zusammengestellte Konvolut an die betreffende Verlags- oder Redaktionsadresse zu schicken – sinnbildhaft die gesamte Brüchigkeit menschlicher und insbesondere schriftstellerischer Existenz.

Besonders deutlich wird diese Brüchigkeit dann im Einreichprozess abgebildet, wenn die Einreichung, an sich schon ein kaum erträglicher Akt des Loslassens, auch noch mit der Übersetzung des betreffenden Textes in eine Fremdsprache verbunden ist. Dann nämlich entgleitet der Text endgültig, stirbt und wird, ohne dass dem Autor, der Autorin auch nur ein Funken Kontrolle über das Geschehen verbliebe, neu geboren: in einer neuen Sprache, einer neuen Gestalt, einen neuen, fremden Atem atmend. So hat das erzählende Ich, das wir hier grob pauschalierend mit dem biografisch belegten Ich des Verfassers gleichsetzen wollen, vor einigen Jahren folgende interessante Erfahrung gemacht: Einige in einer albanischen Literaturzeitschrift unter meinem Namen erschienene Gedichte konnte ich, der ich des Albanischen nicht mächtig bin, weder lesen, noch verstehen, noch in irgendeiner Weise auf ihre elementarste Richtigkeit überprüfen, etwa dahingehend, ob es sich überhaupt um Übersetzungen meiner eigenen Gedichte oder aber um die ganz anderen Gedichte einer ganz anderen Person gehandelt hat, wobei einige meinen Gedichten wesensfremde Layoutmerkmale durchaus auf Letzteres hindeuten schienen. Derartiges mag sich traumatisch auf jene beiden Ichs ausgewirkt und sie in ihrem Selbstverständnis nachhaltig erschüttert haben.

Klaus Hoffers bewundernswerte und bewunderte Figur des Schriftstellers, der sein Leben lang keine Zeile geschrieben hat, wäre im Literaturbetrieb zur Nichtwahrnehmung, also Nichtexistenz ver-

urteilt. Das Festival der ungeschriebenen Texte wird nirgendwo gefeiert, und auch geschrieben worden zu sein genügt noch nicht: der Text muss eingereicht werden – erst dann existiert er, erst dann existiert der Schriftsteller, die Schriftstellerin. Wer in diesem Beruf als existent wahrgenommen werden will, folgt also der Devise: Ausreichend einreichen! Als ausreichend mag gelten, was ihn oder sie im literarischen Diskurs und in der öffentlichen Wahrnehmung hält – zwei Anforderungen, die allerdings kaum vereinbar sind und so gleich das nächste Dilemma bilden: jenes zwischen literarischem Anspruch als Qualitätsparameter und Publizität als Erfolgsparameter. Wie Slalomstangen immer wieder neu ausgesteckt und doch immer wieder ähnliche Zick-zack-Kurse vorzeichnend, definieren die Kriterien der literarischen Qualität und jene der Breitenwirksamkeit, Verkaufbarkeit und Medientauglichkeit die rasante schriftstellerische Talfahrt, die zur Siegesfahrt geraten, mit jähem Sturz enden oder, und das ist am wahrscheinlichsten, ins breite Feld der kaum beachteten Mittelmäßigkeit führen kann. [...]